

Das Ende der ...

Fortsetzung von Seite 53

Geier. Es ist eher das Gegenteil der Fall, denn in Worte lässt sich vieles verpacken. Die Tatsache, dass sich die ohnehin schon überbehüteten Schülerinnen und Schüler gerne aneinander messen, ignoriert man geflissentlich.

Die Abschaffung der Noten ist nur eine weitere Pointe in der Geschichte des Zerfalls der Leistungsgesellschaft. Die Notendurchschnitte sind exponentiell gewachsen. Dies hat vor allem mit zwei Dingen zu tun. Die Schulen, die pro Schüler bezahlt werden, haben kein dringliches Interesse, ihre Schützlinge wieder loszuwerden. Und die Lehrerinnen und Lehrer gehen einem möglichen Konflikt mit Schüler- und Elternschaft bequem aus dem Weg. Im Kanton Zürich, der eine Aufnahmeprüfung ins Gymnasium kennt, ist das System besonders krank. Denn wer ohne Vornoten von 5,5 oder mehr an die Prüfung will, dessen Chancen auf Erfolg sind gering. Tausende haben aber so brillante Vornoten. Tausende Überflieger pro Jahr? Wer will, kann das meinen toten Grossmüttern erzählen. Und wer trotzdem knapp ist, der besorgt sich mit ärztlicher Hilfe einen Nachteilsausgleich, der ihm Vorteile in den Prüfungen verschafft. Es gibt Schulen, da hat schon fast jeder Fünfte einen solchen «NTA». Sind die wirklich alle krank?

So in Watte gepackt, kommen die Schülerinnen und Schüler – gerne nach einem Zwischenjahr, der Nachwuchs soll ja auch einmal etwas sehen von der Welt – schliesslich an die Hochschulen. Aber keine Angst, dort setzt sich der Trend zur hohen Note fort. Ein Germanistikprofessor hat mir kürzlich Folgendes erzählt: Wenn er eine Seminararbeit mit der Note 5 bewerte, kämen gewisse Studenten direkt mit dem Anwalt, um die Bewertung anzufechten. Oder, das sei das Mindeste, sie brechen in Tränen aus. Benote er eine Arbeit unter einer 5,5, gäbe es jedenfalls immer Schwierigkeiten. Und er ist wahrlich nicht der Erste, der mir das erzählt. Nur für die Akten: Eine 5 bedeutet «gut». Aber gut ist offenbar nicht mehr gut genug.

Und endlich, endlich in der Arbeitswelt angekommen, müssen die neuen Arbeitnehmer erfahren, dass gerade in Grossunternehmen und Staatsbetrieben Leistung weniger zählt als Hautfarbe, Geschlecht oder andere Kriterien, die sich der eigenen Beeinflussung entziehen. Also kann man das mit der Leistung doch auch ganz sein lassen. Das Gehalt stimmt ja in der Regel.

All dieses Wohlfühlgedöns spielt sich mitten in einer brisanten Weltlage ab, einer Lage, wie wir Lebenden, die wir in einer extraordinären Friedenszeit aufgewachsen sind, sie nie gekannt haben. Wollen die Schweizerinnen und Schweizer das Leben nochmals so richtig geniessen, bevor sich die Welt, wie sie sie lieben gelernt haben, ganz verabschiedet?

Jedenfalls reagieren die Schweizerinnen und Schweizer auf das prekäre Weltgeschehen nicht mehr mit bewährten Tugenden wie Vorsicht und Sparsamkeit – sondern mit einer ziemlich unschweizerischen Lust am Konsum. Die Sparquote, also das Geld, das man nach den Einzahlungen für die erste, zweite und die Säule 3a, noch übrighat, nimmt seit 2020 wieder kontinuierlich ab. Es wird gereist, als gäbe es kein Morgen. Und keine Klimakrise. Die Schweizerinnen und Schweizer fliegen öfter als vor Corona, das Wort «Flugscham» kann man gar nicht mehr buchstabieren. Die Businessklasse ist heute oft schon vor der Economy ausgebucht – obwohl die Flugpreise rasant gestiegen sind. Die Swiss, die nicht mehr mit einer Schweizer Fluggesellschaft verwechselt werden sollte, erzielte 2023 das beste Ergebnis ihrer Geschichte.

Auch das Prinzip ihrer Eltern, dass man erst etwas haben muss, um es auszugeben, scheinen die heutigen Schweizerinnen und Schweizer in den Wind zu schlagen. Die Lust am Leasing, dem Kauf auf Pump, etwa wächst stetig. In der Deutschschweiz finanzieren 49 Prozent ihr nicht selten ziemlich protziges Auto mit fremden Mitteln. In der Romandie sind es 66 Prozent und im Tessin sogar 79 Prozent. Vielleicht gönnen sich die Schweizerinnen und Schweizer auch wieder mehr, weil sie sich vom Traum der eigenen vier Wände aus Kostengründen verabschieden mussten.

Das Ganze hat etwas von einem Tanz auf dem Vulkan. Oder es ist Ausdruck einer gewissen Hilflosigkeit, mit der vielen neuen Freizeit etwas Sinnvolles anzufangen. Beides wäre Grund zur Beunruhigung.



BUCHNER BRÜNDLER ARCHITECTEN / FPD

Vor zehn Jahren begannen Buchner Bründler Architekten mit der Planung des neuen Kunsthauses Baselland. Dieses Wochenende öffnen die Türen.

Kunst statt Champagner

Das Kunsthaus Baselland hat in einer ehemaligen Lagerhalle für Schaumweine ein neues Zuhause gefunden. Zehn Jahre dauerte der spektakuläre Umbau. Nun eröffnet das Museum mit einem Füllhorn voller Kunst. **Von Gerhard Mack**

Das sage noch einer, die Landschaft habe Mühe mit der Kultur! Gewiss, wer neben der alten Humanistenstadt Basel liegt, hat es schwer, die scheinbar grenzenlose kulturelle Power des anderen Halbkantons zu überbieten. Da braucht es eine andere Strategie. Wettbewerb und Überbietung sind ja vielleicht eher Kennzeichen von Wirtschaft und Sport als von Kultur. Das Kunsthaus Baselland zeigt seit langem ein sicheres Gespür für Entdeckungen und spannende Positionen. Untergebracht war die Institution jenseits des St.-Jakobs-Parks, wo derzeit die Fussballfans eher Schmerzen als Meisterschaftsfreuden ertragen.

Das war apart, aber nicht wirklich passend. Also machte man sich vor gut zehn Jahren daran, einen neuen Ort für das Kunsthaus zu finden. Zusammen mit der Christoph-Merian-Stiftung wurde eine alte Lagerhalle auf dem Dreispitzareal ausgesucht. Hier, auf dem ehemaligen Zollfreilager, hatte sich schon das Schaulager der Emanuel-Hoffmann-Stiftung niedergelassen und zog mit jeder Ausstellung zuverlässig den internationalen Kunstjetset an. Dass in unmittelbarer Nähe ein Zentrum der Kunstausbildung, der spätere «Campus des Bildes», entstehen sollte, zeichnete sich erst ab. Inzwischen haben sich hier verschiedene Kulturinstitutionen niedergelassen, die in ihrer Art Einmaligkeit beanspruchen dürfen: das Haus der elektronischen Künste HEK, das internationale Stipendienprogramm Atelier Mondial, das Kabinett von Jacques Herzog und Pierre de Meuron, natürlich die Hochschule für Gestaltung und Kunst Basel (FHNW) und viele weitere. Eine ideale Nachbarschaft für eine Institution, die zeitgenössische Kunst zeigen und für ihre Ausstellungen auch produzieren will.

«Is Techno Culture?»

Darauf macht Tony Cokes Passanten gleich auf der Aussenfassade des neuen Kunsthauses aufmerksam: Der bei uns trotz Jahrgang 1956 noch viel zu wenig bekannte amerikanische Künstler setzt sich mit seinen oft poppig bunten Textarbeiten in Bild, Projektion oder Leuchtkasten höchst ironisch mit Problemen unserer Zeit auseinander. Unliebsame Aspekte unserer Geschichte, Rassenfragen, Unterdrückung, politische Verlogenheiten sind wiederkehrende Themen. Zur Eröffnung fragt er auf orangeblauem Hintergrund «Is Techno Culture?» und ergänzt: «Club culture doesn't mean anything in isolation.»

Ausstellung

24

Künstlerinnen und Künstler bespielen das neue Kunsthaus Baselland mit einer fulminanten Ausstellung, die dieses Wochenende eröffnet wird.

Damit spielt er auf das nichtkommerzielle Radio X in unmittelbarer Nachbarschaft an, mit dem das Kunsthaus Baselland gerne zusammenarbeitet. Er verweist darauf, dass Kultur ein gemeinschaftliches Erlebnis ist und ein Kunsthaus eine Einladung zum Austausch. Und auf die Helvetica-Schrift. Sie ist in den USA bekannt geworden, als die New Yorker Metro sie für ihre Beschriftungen übernahm, und sie kommt aus Münchenstein. In ihr verbinden sich sozusagen der Arbeitsort des Künstlers und die neue Heimstatt des Kunsthauses. Überdies fand er heraus, dass an ihrer Entwicklung auch eine Frau beteiligt war. Genau solche Querverbindungen interessieren die langjährige Direktorin Ines Goldbach.

Wenn man will, kann man eine verwandte Neugier und Offenheit auch in der Architektur finden. Die neue Heimstatt des Kunsthauses Baselland war ursprünglich eine einfache Lagerhalle für Champagner. Stillgelegte Schienen auf der einen, die Helsinki-Strasse auf der anderen Seite jeweils mit Rampen zum Ent- und Beladen von Zügen und Camions erinnern noch an diese Funktion als Warenumschiessplatz. Bevor hier statt der Weinbrause der Esprit der Kunst die Geister der Kunstfreunde animieren konnte, musste die Halle saniert, konstruktiv ertüchtigt und gedämmt werden. Der einfache Stahlrahmenbau war nicht viel mehr als ein Wetterschutz für die gelagerten Flaschen.

Den Wettbewerb entschiedene Buchner Bründler Architekten vor zehn Jahren für sich. Auskommen mussten sie mit weniger als 10 Millionen Franken. Klimatisierung und Belichtung sind ökobewusst lowtech gehalten. Die alten Tore wurden zu Fenstern, die sich für Projektionen durch Schiebetüren verdunkeln lassen. «Wir wollten das Haus auch nicht vergolden, lieber die Bodennähe bewahren», sagt Andreas Bründler. Den Grossteil der Aufgabe bewerkstelligten die Basler Architekten durch einen einzigen zentralen Eingriff: Sie stellten eine riesige Betonskulptur in die alte Halle. Ihre drei Türme haben ihre dreieckige Grundrissform vom First des Giebeldaches erhalten und

«Wir wollen, dass die Menschen gerne kommen. Ein Kunsthaus soll heute mehr sein als ein Ort, an dem man Kunst anschauen kann.»

recken sich 25 Meter in die Höhe. Wenn man will, kann man in ihnen Antennen sehen, die die Institution in die Umgebung streckt und mit denen sie nach aussen Profil gewinnt.

Nach innen stabilisieren sie die Statik der Halle und erlauben ihre Öffnung über die ganzen zehn Meter Höhe bis zum Dachfirst. Sie tragen ein Zwischengeschoss, das kleinere Räume anbietet. Sie gliedern den 1500 Quadratmeter grossen Ausstellungsbereich räumlich, und sie ermöglichen durch verglaste Öffnungen von oben einfallendes Tageslicht. Vorgelagert ist ein 400 Quadratmeter grosses Foyer, das allen offensteht. «Wir wollen ein Ort sein, an den die Menschen gerne kommen, wo sie sich treffen können, ohne Eintritt zu bezahlen. Ein Kunsthaus soll heute mehr sein als ein Ort, an dem man Kunstwerke anschauen kann», sagt Ines Goldbach und hofft, dass hier ein Zentrum für die ganze Umgebung entsteht.

Pipilotti Rist ködert im Foyer

Derzeit wecken ein leuchtender Unterhosenchandelier von Pipilotti Rist, eine raumhohe Fotoarbeit von Renate Buser und ein immenser Farbballon von Monira Al Qadiri die Neugierde auf die Ausstellung. Diese präsentiert denn zur Eröffnung ein wahres Füllhorn. 24 Künstlerinnen und Künstler wurden eingeladen. Viele Werke haben sie eigens für die Eröffnungspräsentation «Rewilding» geschaffen. Am spektakulärsten ist vielleicht der «Altar des Prekären», den Steiner & Lenzlinger in ihrer bewährten Mischung aus Verspieltheit und Ernst in einen der Türme hochwachsen lassen. Fotografien, auf denen die Brasilianerin Anna Maria Maiolino Menschen zeigt, die behutsam mit Eiern umgehen, verweisen still, aber beharrlich auf die Schönheit und Fragilität des Lebens.

Krieg und Kolonialismus kommen ebenso zur Sprache wie die Perspektiven, die Frauen auf unsere Welt werfen. Der Aktivistin Andrea Bowers ist ein grosser Auftritt gewidmet. «Fight like a girl» ruft sie uns mit einer poppig schreienden LED-Arbeit entgegen. Aber auch stillere Themen wie die Frage, wie Medien unsere Erinnerung und Wahrnehmung prägen, setzen einen Akzent. Die Spanierin Leonor Serrano Rivas untersucht mit Tongefässen, Glasobjekten, Web- und Metallarbeiten, welches Wissen Handwerk speichert. Eine Entdeckung. Der Kunstcampus auf dem Basler Dreispitz hat mit dem neuen Kunsthaus Baselland definitiv eine Verstärkung erhalten.

Die Ausstellung «Rewilding» dauert bis 18. 8.